Das beste Versteck.

Skizze von Max und Alex Fischer.

Jetzt ist es bereits drei Monate her, seit Vater Tatoux eines Morgens größere Mühe als sonst verspürt hat, sein Stückchen Erde umzuarbeiten. Und da er seine Kräfte schon seit einiger Zeit abnehmen gefühlt, so hat er folgenden Entschluß gefaßt. „Wahr und wahrhaftig, nun heißt's nicht mehr lange zaudern. Zwar wird es mir notgedrungene Ausgaben machen: einen Mund mehr zu füttern. Und doch werde ich meinen Neffen Baptistin zu mir nehmen müssen."

Vater Tatoux ist dreiundachtzig Jahre alt. Wer wäre bei einem so hohen Alter angelangt, ohne etwas Geld zurückgelegt zu haben? Seit vielen Jahren bewahrt auch Vater Tatoux in einem alten Strumpf eine ziemlich ansehnliche Summe von Zwanzig- und Vierzigsousstücken auf, die er eines nach dem andern zusammengespart hat.

Jetzt ist es bereits acht Tage her, seit Vater Tatoux, um nicht mehr allein zu wohnen, seinen Plan verwirklicht hat, seinen Neffen Baptistin gastfreundlich unter seinem Dache zu beherbergen. An einem schönen Abend ist ihm nun der Wunsch gekommen, sich von der Ausbreitung seines Vermögens zu überzeugen—ein recht erklärlicher Wunsch, den er übrigens von Zeit zu Zeit empfindet.

So hat er seinen Strumpf, seinen „Strumpf - Geldschrank" unter dem Strohsack, auf dem er schläft, von dem Orte, an dem er ihn gewöhnlich verbirgt, hervorgezogen. Beim Scheine einer Kerze hat er sich daran gemacht, seinen Inhalt durchzuzählen.

„Das wäre . . ." hat er ausgerufen, als der Strumpf vollständig leer geworden, . . . „das wäre aber! sollte ich mich beim Zählen geirrt haben? Ich weiß ganz genau, daß ich zweihundertachtundachtzig Franken besaß. Und nun scheint es mir, als ob jetzt nur noch zweihundertundsechsundachtzig da wären."

Dreimal hat er seine Rechnungen von neuem begonnen, indem er die Geldstücke bald in den Strumpf hineingezählt, bald wieder herausgenommen hat.

„Nicht, nichtdoch, ich hatte mich nicht getäuscht," hat er geschlußfolgert, „es sind nur zweihundertundsechsundachtzig, statt der zweihundertachtundachtzig Franken, die darin sein müßten. Es fehlen mithin zwei Franken. Man hat mir zwei Franken gestohlen — Baptistin — denn es kann kein anderer sein . . . Baptistin, dieser Teufelskerl von Baptistin, hat mir zwei Franken gestohlen."

Baptistin, dieser Teufelskerl! Baptistin hat ihm zwei Franken geraubt. Zu welcher Stellungsnahme sollte sich Vater Tatoux angesichts dieser Katastrophe entschließen? Er empfand eine lebhafte Verwirrung.

Sollte er Baptistin, der wie jede Nacht in der Scheune schlief, unverzüglich auffuchen und ihm etwa seine Missetat ganz offen vorwerfen? . . . Doch zu welchem Zwecke? Der Bube würde natürlich hartnäckig leugnen und die Rückzahlung der geraubten Summe verweigern.

Sollte er Baptistin am andern Morgen aus dem Hause jagen? . . . Und wozu das? Dieser Entschluß würde ihn ebenso wenig wie der vorhergehende seine entschwundenen zwei Franken wiederfinden lassen. Er würde zum Ueberfluß noch die Unannehmlichkeit nach sich ziehen, daß der verabschiedete Junge zweifellos nichts Eiligeres zu tun hätte, als zu erzählen: „Wißt Ihr denn schon etwas ganz Neues? Der Vater Tatoux, der doch so unscheinbar auftritt, ist eigentlich ein schwerreicher Mann. Ihr glaubt, daß es nicht wahr sei, und doch ist es so. Dieser alte Knauser beherbergt ein ganzes Vermögen bei sich." Und kann man denn voraussehen, welche Folgen eine solche Indiskretion nach sich ziehen könnte? . . . .

„Guter Rat kommt über Nacht," behauptet ein altes Sprichwort. Schon beim Morgengrauen des nächsten Tages hat Vater Tatoux den weisesten Entschluß gefaßt, den er fassen konnte.

„Dieser Teufelskerl," überlegte er, „hat den Ort, an dem ich das Geld versteckte, entdeckt. Es bleibt mir also nur eins übrig: Nichts zu sagen! . . . Nichts zu sagen und ein anderes Versteck für das Geld suchen!"

Bis zu diesem Tage hatte er sein Vermögen, wie bereits gesagt, immer in seinem Strohsack verborgen. Ohne zu zögern ist er jetzt auf einen Stuhl gestiegen und hat seinen Strumpf auf eine Mauerkappe hinaufgelegt.

Auf die hinterste Stelle einer Mauerkappe . . . Vater Tatoux glaubte seinen Schatz nun natürlich in vollster Sicherheit und schließlich, hätte nicht jeder an seiner Stelle gedacht wie er? . . . Doch Baptistin, dieser Teufelskerl Baptistin, schien ganz allein soviel Witterung zu haben, wie drei- oder viertausend Leute, die ein Artillerieregiment bilden. Wenigstens ist man im Rechte, wenn man dieses annimmt . . . Denn vierzehn Tage, nachdem Vater Tatoux den Gedanken gehabt, seinen Strumpf, seinen „Strumpf - Geldschrank" in der äußersten Ecke einer Mauerkappe zu verbergen, hat er ihn von dort wieder heruntergeholt. Doch nachdem er sich vorangemacht, den Inhalt des Strumpfes durchzuzählen, hat er wiederum eine unangenehme Ueberraschung erlebt. Von neuem hat er feststellen müssen, daß sein Vermögen um weitere zwei Franken kleiner geworden war. Und von neuem hat er sich, um keine besondere Untlugheit zu begehen, veranlaßt gesehen, einen ebensolchen Entschluß zu fassen, wie den damaligen.

Ebenso, wie Baptistin, der verschlagene Lumpenkerl, das Versteck Nummer 1 (unter dem Strohsack) und das Versteck Nummer 2 (auf der Mauerkappe) aufgestöbert hatte, ist es ihm im Laufe dieser zwei Monate gelungen, nacheinander folgende Verstecke zu wittern: Nummer 3 (in der Tiefe eines Holzkoffers), Nummer 4 (in einer alten Tonne im Keller), Nummer 5 (unter dem Stroh in der Scheune) und endlich Nummer 6, das anscheinend noch schwerer zu finden war, als alle vorhergehenden (in einem tiefen Erdloch im Hintergrunde des Gemüsegartens).

Vater Tatoux ist auf einem Strohstuhl in dem großen, mit Fliesen ausgelegten Zimmer des Erdgeschosses seines Hauses, das ihm gleichzeitig als Küche und Salon dient, zusammengebrochen. Und unaufhörlich hat er sich seit gestern Morgen gefragt: „Mein Gott, o Gott, wo könnte ich jetzt noch mein Geld verbergen? Ich weiß es wahrhaftig nicht mehr . . . denn es ist außer allem Zweifel, daß dieser Junge der Teufel in Person ist. Und selbst, wenn es mir gelänge, den Lauf eines Flusses abzuleiten, um meinen Schatz in der tiefsten Tiefe des Flußbettes zu verbergen oder wenn ich es erreichte, den Berg Großetete aufzuheben, um das Geld hinunterzuschieben, und wäre es bis zur Mitte, es würde mir immer noch nichts helfen!"

Und er jammerte und klagte: „Es ist fürchterlich! Denn wenn ich kein Versteck finde, das dieses Mal vollständig sicher, aber auch ganz sicher ist, so werde ich den Tag bald kommen sehen, an dem all' mein Geld dahin ist!"

Doch plötzlich ist ihm ein Gedanke gekommen. Er hat den Finger an seine Stirn gelegt, und hat dazu schlau gelächelt: „Bist Du aber dumm, armer Tatoux! Bist Du aber dumm! Und wenn man sich sagt, daß Du volle zwei Monate gebraucht hast, um auf eine so einfache Sache zu kommen . . . so ist es nicht zu glauben, wirklich nicht zu glauben!..

Dann hat er Baptistin hereingerufen.

„Baptistin, —" hat er ihm in liebenswürdigstem Tone erklärt, — „nun ist es schon einige Zeit her, daß Du mit mir lebst. Ich habe Dich beurteilen gelernt. Du bist ein ehrlicher Bursche. Und so will ich Dir einen Beweis für mein Vertrauen geben und Dich in ein Geheimnis einweihen."

Er ist zu dem Tisch, wohin er seinen Strumpf gelegt hatte, hingetreten und hat ihn ihm gezeigt.

„Siehst Du den, Baptistin, der ist voll Geld, ja ganz voll Geld, — Geld, das ich Sou für Sou zusammengespart habe. Weißt Du, wieviel darin."

Baptistin, der nicht wußte, welche Haltung er annehmen sollte, wiederholte nur mit idiotischer Miene: „Ach was? ach was? ach was?"

Vater Tatoux hat seinen Strumpf auf dem Tisch geleert. Indem er darauf bedacht war, Baptistin an der Arbeit teilnehmen zu lassen, hat er den Inhalt zu zählen begonnen.

„Siehst Du, ich sagte es Dir, es sind zweihundertundsechsundsiebzig Franken, und nicht ein Sous weniger darin", hat er von neuem gesprochen, als nicht ein einziges Zwanzigsousstück mehr auf dem Tische geblieben war.

Wie ein erfahrener Schauspieler, der eine Pause macht, bevor er eine wirksame Antwort hinausschleudert, so ist auch er einen Augenblick ganz still gewesen. Dann hat er fortgesetzt: „Nun denn . . . mein Sohn, betreffs dieser zweihundertsechsundsiebzig Franken habe ich Dich um einen kleinen Dienst zu bitten. Die Welt ist so diebisch — armer kleiner Bub' Du wirst das schon später sehen, wenn Du selbst etwas Eigenes besitzen wirst — daß ich dieses Geld nirgends mehr zu verbergen weiß, damit es in vollständiger Sicherheit ist. . . . Und das ist nun der Dienst, um den ich Dich bitten will. Wenn es Dir recht ist, wollen wir es so machen: ich werde Dir dieses Geld anvertrauen, und Du wirst es mir aufbewahren."

Er hat einen Stuhl vor den Tisch gestellt, und ist ein Tintenfaß und einen Federhalter holen gegangen. Dann hat er Baptistin, der immer verdutzter dreinschaute, den Strumpf mit hoheitsvoller Bewegung hingereicht und hat seine Rede folgendermaßen beendet: „Da ist kein Irrtum; nicht wahr, wir haben richtig gezählt, es sind genau zweihundertsechsundsiebzig Franken, die wir beide gefunden haben? . . . Nun denn, Kleiner, da hast Du eine Feder. . . . Setz' Dich hierher! Stelle mir eine Quittung aus. So, jetzt schreibe das Datum dazu. Und nun setz' all Deine Vornamen und Deinen Vatersnamen darunter."

Das Gespenst.

Von Jaques Constant.

„Ich bin überzeugt," sagte der Direktor der Automobilbaugesellschaft Monsieur Lajaunie und klopfte Cyprien Richard freundschaftlich auf die Schulter, „ich bin überzeugt, daß Sie gewinnen werden!"

Der Rennfahrer schüttelte mit zweifelhafter Miene den Kopf. Entschieden, dieser Umweg über den Jura sagte ihm nicht zu. Die Veranstalter des Rennens hatten, unter dem Vorwand, die Dauerhaftigkeit der Wagen und die Widerstandsfähigkeit der Pneumatiks zu erproben, in der Tat die schwierigste Strecke gewählt. Es war eine ununterbrochene Folge von steilen Auffahrten, abschüssigen Biegungen und gefährlichen Wendungen. Die ganze Route bot keine dreißig Kilometer ebener Straße. Und auf einem solchen Terrain sollte man die Schnelligkeit der verwegensten Fahrer, wie Langlade oder Nossam, besiegen, die entschlossen waren, lieber das Genick zu brechen, als zurückzubleiben.

„Bah, ich setze alles Vertrauen in Ihre Geschicklichkeit. Der Sieg wird um so bewunderungswürdiger sein!" enigegnete Lajaunie auf Richards Einwendungen.

Gegenüber diesem Optimismus mußte der Chauffeur schweigen. Wie konnte er auch seine Furcht eingestehen, die durch nichts berechtigt war, als durch den Druck eines dunklen Vorgefühls? Würde er sich nicht der Lächerlichkeit aussetzen, wenn er die Angst eingestand, die ihn umschnürte und quälte, wie ein physischer Schmerz? Mußte er sich nicht selbst verspotten, daß er, der Unerschrockene, der so viel Proben seines Mutes und seiner Kaltblütigkeit abgelegt hatte, sich jetzt wie ein jämmerliches Frauenzimmer durch eine abergläubische Furcht beeinflussen ließ?

Und nur darum, weil ein unglückseliger Zufall ihm die Nummer dreizehn hatte zuteil werden lassen! Verächtliche Schwäche, Vorurteile, die eines Sportmannes unwürdig waren!

Aber warum hatte derselbe Zufall erlaubt, daß nun schon zum zweiten Male diesen Morgen der Name Carlo Foggias vor ihm ausgesprochen worden war?

Foggia! Ein kleiner, schwarzbrauner Mann, mit einem Gesicht, scharf wie eine Messerschneide, den Schnurrbart bis zu den kohlschwarzen Augen hinauf gewichst, mit zu starken Brauen und zu weißen Zähnen. Nun schon längst ein wesenloser Schatten, ein Irgendetwas ohne Wirklichkeit und ohne Form, über das zehn Jahre des Vergessens hinweggegangen waren.

Und trotzdem mit peinlicher Genauigkeit, wie von der Platte eines Kinematographen aufgenommen, lebte das Bild des Verstorbenen in dem angsterfüllten Gedächtnis von Cyprien Richard auf. Der Name Foggia war wie ein Stein in das schlummernde Wasser seines Gewissens gefallen, hatte das Gefäß der Vergangenheit zum Ueberlaufen gebracht, hatte seine fortgescheuchten Gewissensbedenken, seine eingeschlafene Feigheit und seine innere Schande wieder ans Tageslicht gezerrt.

Foggia! Ein stiller, bescheidener Mensch, der so gar nichts aus sich zu machen verstand. Als er damals — 1901 — eines Tages in Mailand angekommen war, um an einem großen Radwettfahren, das im Park des Prinzen stattfand, teilzunehmen, hatten die französischen Rennfahrer, unter denen Cyprien Richard der Erste war, verächtlich über seine dürftige Erscheinung hinweggeschaut.

Trotzdem hatten sie in diesem „Süßholzstiedling", wie sie ihn spöttisch nannten, ihren Meister gefunden. Mit eiserner Zähigkeit blieb er seinen Vorfahrern im Nacken, und als am Ende des Matches Richard wie gewöhnlich die Führung nahm und, mit zusammengepreßten Zähnen, gespannten Muskeln und pfeifendem Atem wie ein Wütender die Pedale tretend, schon den Sieg errungen meinte, bemerkte er zu seiner Verblüffung den Italiener, der knapp an ihm vorübersauste — ein Siegeslächeln um die Lippen, das die Sache noch verschlimmerte.

Nach jeder Niederlage fühlte Richard den grenzenlosen Haß gegen diesen Eindringling in sich wachsen, der seinen Platz einnahm, seinen Ruhm raubte und seine Einnahmequellen untergrub.

Einige Wochen später, als beide an einem sensationellen Radrennen teilnahmen, dessen Ausgang wenig zweifelhaft war, hatte der Franzose, außer sich vor Wut und Rachsucht, seine Maschine in die seines Rivalen hineingefahren.

Inmitten der entsetzt aufschreienden Menge waren die beiden Männer zu Boden gestürzt, aber während der Angreifer mit einer Hautabschürfung davonkam, zerschmetterte sich sein Opfer die Hirnschale an der Zementierung der Fahrbahn.

Foggia war wortlos verschieden, und niemand hatte dem fürchterlichen Drama einen Verdacht entgegengesetzt, da alle Welt an einen Unfall glaubte.

Richard allein kannte den wahren Zusammenhang, und manches Mal, in Nächten, wo der Schlummer ihm fernblieb, war das totenfahle Gesicht des Italieners vor ihm aufgetaucht und hatte ihm seine blutüberströmte, mit weißen Binden umwickelte Stirn gezeigt.

Uebrigens hatte er bald nach dem furchtbaren Ereignis den Radsport aufgegeben und das Anerbieten einer großen Automobilunternehmung angenommen.

— — — — — — — — — — — —

„Ist alles bereit, Bob?"

„Können sich auf mich verlassen, Mr. Richard. Jede Schraube hat in Sardinenöl gebadet!"

Siegessicher stand der Neunzigpferdige auf seinen vier niedrigen Rädern und schnurrte und knatterte abwartend vor sich hin. Der Unparteiische zählte die Sekunden. Endlich ertönte ein Pistolenschuß als Zeichen der Abfahrt, und Richards Automobil schoß in gerader Richtung davon.

Die Lenkturbel mit nervösen Händen umspannend, den Blick unter der Maske scharf und forschend auf die Strecke gerichtet, fühlte der Chauffeur, wie seine Persönlichkeit sich gleichsam auflöste, mit dieser Maschine, die er führte, zu einem Wesen wurde. Mit ihrem stählernen Bau, ihren beweglichen Gliedern, die jedem Drucke gehorchten, ihrem komplizierten Räderwerk, glich sie in Wahrheit einem belebten Körper, einer harmonischen Schöpfung, deren Hirn, deren bewußter Wille er war.

Nach den ersten hundert Kilometern, die Richard in einer Stunde, drei Minuten, fünfzig Sekunden durchfahren hatte, waren von seinen zwölf Konkurrenten, die jeder eine Minute nach dem andern vor ihm von Start gegangen waren, bereits fünf zurückgeblieben.

Ein Schaden an den Pneumatiks, ein Unfall des Motors hatten ihre Fahrt verzögert oder verhindert. Der Zeitberechnung nach war Richard der Zweite im Rennen, nur wenige Minuten hinter Langlade zurück, der Nummer sechs hatte.

„Noch keine Panne, Bob! Es geht gut!"

Ein Lächeln erhellte das Gesicht des Mechanikers und auch Richard fühlte sich besser gestimmt.

Das Wetter, das anfangs trüb und wolkig gewesen war, hatte sich aufgeheitert und strahlende Sonne vergoldete die Landschaft. Rechts und links flogen Bäume, Häuser, Telegraphenstangen in rasender Eile vorüber, manchmal ein Dorf zwischen grünen Hecken, Täler, Felsen und wieder die Straße.

Richard begann die Zeit Langlades zu überholen und tausend jubelnde, widerhallende Zurufe grüßten ihn auf seiner Fahrt.

Zehn Meilen von Nantes machte die Straße plötzlich eine scharfe Krümmung und senkte sich dann in einem Bogen nach abwärts. Eine ungeheure Bergwand schoß die eine Seite ab, während die andere, durch eine niedrige Böschung begrenzt, sich gegen eine chaotische Wirrnis von Felsblöcken und grünem Geranke öffnete, die steil und schroff in eine Tiefe führten, auf deren Grund der Fluß brausend und schäumend, auf seinem Weg kleine Wasserfälle bildend, dem Tal zurauschte.

Bei diesem drohenden Anblick hatten die meisten Automobile ihre Fahrtgeschwindigkeit verlangsamt. Nur Langlade, der für seinen Sieg fürchtete, hatte, dem Glück vertrauend, das Wagnis unternommen und war nach einem kräftigen Stoßgebet ohne Unfall hinüber gekommen. Nossam, weniger glücklich, mußte infolge der Panne umkehren.

Fast gleichzeitig langte Richard an der gefährlichen Stelle an. Die Füße aufgestemmt, die Finger eisern um den Volant geklammert, alle Nerven fast schmerzhaft gespannt, zügelte er das Schwanken des nur schwer die Richtung einhaltenden Wagens, durch das doppelte Gesetz der Schnelligkeit und der Schwerkraft.

— — — — — — — — — — — —

Da, in diesem kritischen Moment — plötzlich auftauchend wie eine Luftspiegelung, konnte er deutlich ein seltsames Fahrzeug wahrnehmen, das gerade auf ihn loszufahren schien. Es sah aus wie ein großer grauer Sarg, der auf vier Rädern rollte und Richards eigene Nummer — die Nummer dreizehn — trug. Barhäuptig und ohne Maske, die Stirn von einem blutigen Verband umwunden, hohnlächelte ihm der Lenker entgegen, und sein hageres Gesicht, beschattet von einem zu starken Schnurrbart und zu dunklen Brauen, schien eine haßerfüllte Genugtuung auszudrücken — — —

Alle diese Einzelheiten unterschied Richard während des Zehntels einer Sekunde und ein wahnsinniges, wildes Entsetzen überwältigte ihn.

„Foggia! Es ist Foggia!" heulte er seinem Gefährten zu.

Ein furchtbarer Krach, ein doppelter Schrei der Verzweiflung, das Schmettern zerbrochenen Eisens, eine dichte, erstickende Rauchwolke und das Automobil, die niedrige Böschung überkollernd, stürzte in den Abgrund. Zu spät löste sich das Rätsel, daß hier ein unvorsichtiger Unternehmer einen ungeheuren Spiegel installiert hatte, um den Verlauf des Rennens besser beobachten zu können. Das Gespenst des bösen Gewissens hatte Cyprien Richard längst seinem Feinde Foggia gleichgemacht.

Der beste Führer.

Von Käte Lubowski.

Sie standen Seite an Seite vor der Tür des einsamen Waldhäuschens, über dem die seltsamen Steinformationen der Schneegruben wie die zerrissenen Flügel eines Riesenadlers in der dünnen, klaren Luft zu schweben schienen. Das scharfgeschnittene bartlose Gesicht des Mannes sah dabei mit einem schlechtverhehlten Ausdruck des Triumphes auf das schöne Mädchen herab.

„Wollen Sie wirklich die Wette annehmen, Fräulein Wolfgang . . .?" — Sie zuckte ein wenig mit den Schultern.

„Sie geben der Sache den Anstrich einer Wichtigkeit, die Ihnen selbst lächerlich erscheint."

„Nicht im Mindesten . . . Als ich gestern eigentlich mir gar nichts dabei denkend mein Taschentuch an die schwanke, längst verdorrte Fichte knüpfte, ging noch ein warmer Wind und jedes Kind hätte mir das Zurückgelassene wiederholen können. Nach diesem nächtlichen Schneefall indes erscheint es mir für eine zarte Frau nahezu unmöglich. Trotzdem . . . wenn Sie nun durchaus wollen . . . Selbstverständlich ist ein Führer gestattet, der Sie begleiten, aber natürlich keinesfalls selbst das Tuch herbeiholen darf."

„Das konnte ruhig unerwähnt bleiben, Herr Klaßen, weil ich niemals auf diesen Gedanken gekommen wäre. Im übrigen halte ich also hiermit die Wette." Der gefeierte Hofschauspieler nickte ihr mit seinem berühmten Siegerlächeln zu.

„Schön! Und wer verliert, gibt dem anderen nach eigenem Ermessen das, dessen er ihn für wert hält!"

Der flammende Blick, mit welchem er ihre geschmeidige Gestalt umfaßte, besagte deutlich, was er darunter verstand . . . Ihre feinen Lippen zitterten. Sie hatte sich anfangs verzweifelt gegen Klaßens Macht gewehrt, weil sie wußte, daß ihm alle Frauenherzen zuflogen . . . Jetzt wehrte sie sich nicht mehr! War er fern von ihr, empfand sie deutlich und angstvoll, wie wenig im Grunde genommen ihr Gefühl für ihn mit der erträumten großen heiligen Liebe gemeinsam hatte . . . stand sie aber neben ihm, unterlag sie immer wieder dem betörenden Wohllaut seiner Stimme und kannte keinen Willen als den seinen.

Mit einem tiefen, leuchtenden Blick hielt er ihr die schlanke, ringgeschmückte Hand hin: „Auf Wiedersehen also nach glücklich vollbrachter Tat!" — — — —

Sie wollte, daß es noch heute geschähe!

Mit hastigen Schritten lief sie in das Dorf hinunter. Dort hatte sie gestern an einem Häuslein, das, wie auch die andern, Wohnungen an Fremde ausbot, gelesen, daß hier jederzeit Führer und Träger zu haben seien. Und wirklich fand sie auf der grünbestrichenen Bank vor der Eingangstür einen nicht mehr allzu jugendlichen Burschen, der stillvergnügt seine kurze Pfeife rauchte. —

„Sie . . . ich muß heute zur Schneegrube . . . wollen Sie mich begleiten?"

Sie wunderte sich über das seltsame Lächeln, mit dem er sie musterte.

„Ich zahle gut", sagte sie schnell. Er senkte die Augen und erhob sich.

„Von den Schneegruben möchte ich heute abraten, Fräulein."

Eine eigensinnige Falte grub sich in ihre glatte Stirn.

„Wollen Sie mit?" fragte sie noch einmal kurz, als habe sie seinen Einwurf gar nicht gehört. — Sein Lächeln vertiefte sich.

„Jawohl, ich will! Wann soll es losgehen?"

„Sogleich."

„Aber nicht in diesem Kleidel, wenn ich bitten darf . . . Nagelschuh und Fauftwärmer sind notwendig. Ich werde hier auf Sie warten . . ."

— — — — — — — — — — — —

Da schritten sie nun nebeneinander dahin. Er machte sie auf jede Schönheit aufmerksam — hob sie zuweilen auch mit starken Armen über eine beeiste gefährliche Stelle fort und erzählte dabei von daheim. Lore Wolfgang sah förmlich die strickende und märchenerzählende Mutter mit ihren Sieben vor sich aufwachsen — roch die Bratäpfel . . . hörte das Knistern des weihnachtlichen Rauschegoldes und beneidete den einfachen Mann um seine Kindheit. Sie war zu früh mutterlos geworden, hatte einen weltberühmten Chirurgen zum Vater und ein großes, reiches Geburtshaus . . . aber kein Zuhaus! Darum war sie auch zwei Jahre im Ausland gewesen und wollte erst nach Beendigung dieser Reise vorübergehend zu ihrem Vater. Vielleicht war es lediglich die Sehnsucht nach dem Eigenbesitz eines ihr gehörenden Herzens gewesen, das sie zu Klaßen zog . . Vielleicht auch mehr. Sie mochte in diesen Stunden nicht darüber grübeln. Ihr war trotz der Anstrengung froh und glücklich zumut. Eine unbeschreibliche Stimmung überkam sie. Der fremde Mann, der wie ihresgleichen zu reden wußte, ward ihr allmählich wie ein Bruder. Seine treuen Augen hingen an ihren Lippen, als auch sie ihm leise und heimlich aus ihrem Leben erzählte. — — — —

Auf dem schmalen Grat, der die beiden wilden Felskolosse der großen und kleinen Schneegrube von einander schied, winkte ihnen Klaßens Tüchlein entgegen. Der spiegelblanke Kletterstieg verlangte die größte Vorsicht. Er wollte so gern das Tüchlein an ihrer Stelle herbeiholen. Aber sie wollte es nicht. Laut und klar entgegnete sie auf sein Flehen: „Ich muß es tun und wenn ich dabei ums Leben käme." — Da ließ er sie gewähren.

Es gelang ihr nicht! Die feine, leichte Seide wurde plötzlich dicht vor ihren Augen von einem heftigen Windstoß davongetragen. Ihre Kraft war verbraucht, als sie inne ward, daß sie sie umsonst aufgewendet. Mit leisem Aechzen sank sie in die Knie. Und der Mann, der hart hinter ihr geblieben, hob sie auf die Arme und trug sie zu Tal, in das erste Hüttlein, das menschenverlassen in der Nähe Agnetendorfs aufwuchs.

Ein Stein hatte ihr beim Verlieren der Kraft leicht die Wange geritzt. Er stand vor ihr, die auf dem einfachen Strohlager ruhte und suchte aufgeregt aus seinem Portefeuille das nötige Verbandszeug zusammen. Dabei glitt ein Brief heraus, ohne daß er es gewahr wurde. Sie aber sah es, erkannte sofort die steilen Schriftzeichen und fragte ihn leise: „Wie kommen Sie zu diesem Brief meines Vaters?" Da lächelte er wie heute, als sie ihn gedungen: „Ich weiß, es ist unrecht von mir, daß ich darüber schwieg. Denn ich bin kein Führer, obwohl ich in der schlichten Landestracht stecke. . . . Ich bin nur . . . Ihres Vaters erster Assistent . . . . Aber ich wollte und mußte bei dieser Gefahr neben Ihnen sein . . ." — „Sie kannten mich doch aber gar nicht."

„O doch . . . Ihr Bild stand auf Ihres Vaters Arbeitstisch, wenn wir über die gefährlichste Stunde eines Patienten beriten. — Ich erfuhr auch, daß Sie hier seien — ich sah Sie oft genug mit jenem andern, den ich besser kenne als Sie." Er brach ab, als habe er bereits zu viel verraten. Sie deckte mit der Hand die Augen, ohne eine Frage zu tun, denn sie meinte plötzlich den verhätschelten Liebling der Frauen selbstgenugsam zu kennen.

Eine goldene, warme Sonne, deren Licht sie noch blendete, ging in ihrem Leben auf.

Sie legte ihre schmalen Hände leicht auf die seinen.

— — — — — — — — — — — —

Der gefeierte Klaßen erlebte am nächsten Tage die größte Enttäuschung seines Lebens.

Er hatte dies kleine, schwärmerische Mädchen, das ihm einen großen Reichtum ins Haus bringen würde, ganz fest zu halten gemeint und nun . . . dieser Brief:

„Ich habe die Wette verloren, Herr Hofschauspieler," schrieb sie ihm, „und bekenne mich daher der Sühne schuldig. Sie ist mein inniger Dank an Sie, daß ich auf dem gefahrvollen Gang zu ihrem Tüchlein den rechten Führer fand . . ."

Trotz allen Grübelns blieben ihm diese Zeilen ein Rätsel, auch dann noch, als ihm eines Tages die Nachricht ward, daß Lore Wolfgang die Braut jenes jungen Arztes geworden sei, dem gegenüber er sich während der verlorenen Agnetendorfer Zeit bei jenem Weinrausch in einer der verteufelt gemütlichen Bauden seiner zahlreichen Erfolge bei den Frauen allzu ausführlich gerühmt hatte . . .

Deutsche Städte im Sprichwort.

Die Deutschen haben es allzeit geliebt, sich untereinander in kurzen Sprichwörtern zu charakterisieren, und wie das nun einmal unter Freunden und Nachbarn Brauch ist, sind sie dabei nicht immer glimpflich verfahren. Mitunter genügte ein Wort, um einer Stadt Wesen treffend zu bezeichnen, so wenn man vor dem Dreißigjährigen Kriege Lüneburg ein Salzhaus, Lübeck ein Kaufhaus, Hamburg ein Bräuhaus, Braunschweig ein Rüsthaus, Halberstadt ein Pfaffenhaus nannte. Sonst sprach man seine Ansicht zwar ungeniert, aber doch poetisch in Versen aus. Bremen galt als Spitzbubenstadt:

„Wer stehlen will und nicht hangen,
Gehe nach Bremen und lasse sich fangen."

Die Einwohner von Cleve sollten hartherzig sein, denn:

„He is van Clev',
He hätt lewer, als det he geef."

Die Magdeburger standen unter dem Pantoffel:

„Wer in Magdeburg will Bürger sein,
Muß der Frau gehorsam sein."

Rühmlicher für die alte Stadt ist, daß man von ihr und Metz sang:

„Ein' Metz, dazu eine Magd,
Haben dem Kaiser den Tanz versagt."

Karl V. hatte beide Städte vergeblich bedrängt.

Gedankensplitter.

Mann und Frau, die sich nicht verstehen, verstehen sich meist nur zu gut.

Die Herzen der Menschen gleichen einander noch weniger als die Gesichter.

Einzig dastehend.

Pensionszahlung an nicht wiedergewählte Abgeordnete in Frankreich.

Daß Abgeordnete, die bei einer Neuwahl ihr Mandat verlieren, eine Pension bekommen, erscheint einem auf den ersten Blick so ungeheuerlich, daß man einen solchen Plan für das Phantasieprodukt eines entthronten Volksvertreters hält. Aber es gibt in der Tat ein Land, in dem nichtwiedergewählte Abgeordnete Pension bekommen, und dieses Idealland für jeden Volksvertreter ist Frankreich.

Eine der ersten Aufgaben, die die neugewählte Kammer zu lösen hat, ist, die Pensionen der ehemaligen nichtwiedergewählten Mitglieder festzusetzen. Die Pensionierung der Abgeordneten ist seit 1904 üblich; in diesem Jahre wurde ein Fonds geschaffen, aus dem die Pensionsgelder gezahlt werden und der durch monatlich zu entrichtende Beiträge der augenblicklichen Abgeordneten immer wieder aufgefüllt wird. Ehemals zahlten die Abgeordneten an diese Pensionskasse monatlich 15 Francs; heute aber ist die Summe bereits auf 50 Francs gestiegen, was aber immer noch nicht allzu viel ist angesichts der Tatsache, daß die französischen Abgeordneten ein Jahresgehalt von 15,000 Francs beziehen. Um ein Anrecht auf die Pension zu haben, müssen die ehemaligen Abgeordneten zur Zeit ihres freiwilligen oder unfreiwilligen Rücktritts 55 Jahre alt sein und wenigstens acht Jahre ihr Mandat ausgeübt haben. Bis zum letzten März begnügte man sich mit einer vierjährigen Mandatsausübung. Erst da wurde diese Karenzzeit verdoppelt. Aber diejenigen Ex-Abgeordneten, die das Mindestalter noch nicht erreicht haben, können sich dadurch in den Genuß der Pension setzen, daß sie bis zu ihrem 55. Lebensjahre die monatlichen Beiträge weiterzahlen.

Aber nicht allein der Abgeordnete selbst erhält Pension, auch seine Witwe und seine Kinder beziehen eine solche, vorausgesetzt natürlich, daß der Vater, als er starb, ein Anrecht auf die Pension besaß. Am 1. Januar 1914 gab es im ganzen 137 ehemalige Abgeordnete, die die Pension im Betrag von 1,800 Francs jährlich bezogen, und 66 Witwen erhielten eine jährliche Pension von 1,200 Francs, was insgesamt die Summe von 320,000 Francs ausmachte. Durch den Ausfall der letzten Wahlen aber sind 73 pensionsberechtigte Mitglieder der früheren Kammer ihres Mandats verlustig gegangen, so daß der Pensionsetat mit weiteren 140,000 Francs belastet wurde. Heute zahlt die Kasse bei einer jährlichen Einnahme von 470,000 Francs nicht weniger als 460,000 Francs an Pensionen aus. 86 ehemalige Deputierte machen übrigens, da sie bei ihrem Ausscheiden das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatten, von der oben erwähnten Vergünstigung Gebrauch und zahlen monatlich 50 Francs in die Kasse, um später die jährliche Pension von 1,800 Francs zu erhalten.

Der bebende Boden der Großstadt.

Das Dichterwort vom ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht findet vor dem Forum der strengen Wissenschaft wenig Gnade. Man hat Schwankungen der Erdachse und mit ihr der Erdpole nachgewiesen, selbst die „Fixsterne" sind nicht, wie ihr aus dem Lateinischen gebildeter Name andeutet, festgeheftet am Firmament und wie wenig stabil die Grundfesten der Erdkugel unter unseren Füßen sind, lehren vernichtende Erdbebenkatastrophen nur zu oft und überzeugend. Aber vor allem in den Groß- und Industriestädten bebt der Boden alltäglich, ohne daß die vielen Millionen Menschen davon eine Ahnung haben, die auf seinen sicheren Grund vertrauen. Die Seismometer oder Erdbebenmesser, jene höchst empfindlichen Instrumente, die in Straßburg, Potsdam und den anderen Erdbebenwarten zehntausende von Kilometern entfernte Erdbeben notieren, haben auch das verraten. Beispielsweise fand F. Etzold durch solche instrumentale Beobachtungen, daß der Boden der Stadt Leipzig in der Minute etwa 100 Schwingungen von 0,0004 Millimeter bis 0,0006 Millimeter Weite ausführt, ein Betrag, der während der industriellen Arbeitszeit sogar auf das Doppelte und höher steigt.

Aehnlich liegen die Verhältnisse für Berlin, das der Zahl der Einzelbetriebe nach die größte Fabrikstadt Deutschlands ist. An dem Erdbebenmesser des Collegio Romano in Rom erzeugten nach P. Taschini die in den nahegelegenen Straßen vorüberfahrenden Wagen und marschierenden Truppen Ausschläge bis zu 0,2 Millimeter; die Bewegungen größerer Truppenabteilungen machten sich noch auf eine Entfernung von 150 Meter in Ausschlägen von 0,25 Millimeter bemerkbar. Der große Kruppsche Dampfhammer mit einem Fallgewicht von 1000 Zentnern versetzt die ganze Umgebung der Stadt Essen an der Ruhr weithin in Schwingungen. Der Erdboden der Städte ist sozusagen in ständiger Schwingung, wenngleich die kleinsten Erschütterungen natürlich nur mit den feinsten Instrumenten nachweisbar sind.